

Nr. 296 Bydgoszcz/Bromberg, 29. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(24. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

In dieser Nacht schliefen sie zum ersten Male getrennt. Durch die dünne Wand konnte Edith hören, wie er sich schlaflos in seinem Bett herumwarf. Alles in ihr war tot und leer. Sie war zu sehr verletzt, sie liebte ihn zu sehr, um nicht zu leiden. Armer Junge, dachte sie, armer Junge, ich kann dich ja verstehen, natürlich verstehe ich dich, aber mußt du denn Leben vernichten, wenn du die Möglichkeit hast, neues Leben zu schaffen?

„Ich wünsche Ihnen alles Glück, hatte Dupont gesagt. Alles Glück. Sie hatte kein Glück. Manchmal sah es nur aus, als wäre es Glück — damals in Paris, als Michael sie engagierte, dann als Lombard sie bei Leaton einführte, dann als Michael sie in die Arme nahm . . .

Kleine Episoden aus ihrem verflossenen Leben fielen ihr ein. Wie vieles hatte gut begonnen, wie vieles hatte ausgesehen, als ob etwas Herrliches daraus entstehen könnte . . . immer waren ihr die ersten Schritte gelungen — immer hatte es sich am Ende erwiesen, daß sie zu den Pechvögeln des Lebens gehörte. Man verliert eben nicht mit schlechten Karten, weil man keine Hoffnung auf Gewinn hat, man verliert nur mit einer starken Hand, wenn man sich sicher glaubt, wenn man bereit ist, zu riskieren und dann gegen eine noch stärkere Hand kommt. Es war alles so einfach.

Sie war, obwohl sie zutiefst erschrocken und von einem grenzenlosen Mitleid für das Schicksal Michaels erfüllt war, grausam enttäuscht. Ihre erste große Liebe! Und sie hatte geglaubt, er liebe sie wirklich, aber für ihn war es nur das Abenteuer einer Verzweiflung gewesen. Und er nahm sie nicht mit auf diesem Stück Weg, er ließ sie allein. Er vertraute ihr nicht einmal. Sie wurde ganz kalt vor Schmerz. Ihr Herz fröstelte. Aufstehen, fortgehen, Michael sich selbst überlassen, sie konnte ihm doch nicht helfen. Er wollte keine Hilfe, brauchte sie nicht mehr, er hatte recht, es war sinnlos, unglücklich zu sein . . . fortgehen, sich und ihre Liebe verraten, die er so schmählich enttäuscht hatte. Sie war nicht einmal imstande, einem Menschen den sie liebte, zu helfen; sie versagte. Sie weinte verzweifelt und hilflos leise vor sich hin. Keine Kraft war in ihr . . . sie tadelte sich selbst in diesen Stunden, nicht ihn. Warum war sie so unerfahren, warum war sie so jung, warum war sie so hilflos und wußte nicht, was sie tun sollte?

Nein, auch Michael konnte nicht schlafen.

Er rauchte ungezählte Zigaretten vor sich hin in dieser Nacht, in der er allein und im Dunklen in einem viel zu großen Bette lag. Edith — Lombard — Carol. Er hatte Carol geliebt, diese Liebe hatte Lombard getötet. Jetzt liebte er Edith. Er wußte, daß er sie immer geliebt hatte, von jener Minute an, als sie zum ersten Male sein Zimmer im Hotel Imperial in Paris betreten hatte. Mitten im Dunkel der einsamen Nacht hörte er ihre Stimme, diese süße, spröde, atemlose Stimme. In dieser Nacht gab er sich Rechenschaft über seine Gefühle, die er bekämpft hatte, die er nicht wahr haben wollte und die doch wahr waren. Er konnte es nicht leugnen. Er gestand sie sich ein. Er liebte Edith. Er stand am Scheidewege und er wußte es. Jeden Tag mit ihr, jede Stunde, jede Minute wurde ihm ihre Gegenwart gefährlicher. Ging es denn an, daß ein Mann sich in der Liebe verlor? Durfte der Mann über einer Frau die Pflicht vergessen? Männer zogen in den Krieg, wenn es sein mußte — nur zu kämpfen oder zu verteidigen, sie ließen ihre Frauen daheim und ihr Kinder. Hier war es ein privater Krieg, noch stand er hinter der Front, aber er durfte sich nicht drücken, um nicht für immer sich selbst verachten zu müssen. Wie konnte er denn stolz und aufrecht herumgehen, sein Leben genießen, solange Lombard lebte? Er würde seine Selbstachtung verlieren — selbst wenn er sich jetzt entschloß, es nicht zu tun — eines Tages würde er, unglücklich und von Selbstanklagen zermürbt, ihn doch niederschießen müssen. Nein, es gab kein Entrinnen. Nie konnte er seinem Schicksal entkommen, nie konnte er Lombard vergessen. Wie sinnlos die letzten fünf Jahre — wie sinnlos Karl Rauters Kämpfe und Arbeit sein würden, solange Lombard lebte. Edith — Lombard — Lombard — Edith.

Michael schlief nicht. Michael wachte. Michael faßte seinen Entschluß. Er lag da und redete sich ein, daß es Edith war, die ihn störte, die ihn hinderte — Edith, die . . .

Er sah übernächtigt und elend aus, als er am nächsten Morgen zum Frühstück erschien.

„Heute ist Dienstag", sagte er, „ja schon Dienstag; übermorgen werde ich nach Newyork in die Klinik fahren, um doch einmal den Arzt zu befragen. Wer weiß, vielleicht . . .

Edith erblaßte. Nach Newyork fahren, das konnte nur eines heißen — und vor ihr tat er so, als wolle er ihr den Gefallen tun, sich noch einmal untersuchen zu lassen.

„Das trifft sich ausgezeichnet", sagte sie schließlich, „dann können wir gemeinsam fahren, ich möchte mich sowieso bei einer Agentur vorstellen, denn ich muß endlich sehen, daß ich etwas finde."

„Mir wäre es lieber, du bliebest hier."

„Es geht leider nicht", antwortete Edith und stand auf. Ihr Herz brach.

Sie segelten, sie fischten, sie besuchten die Fallen, sie sprachen wenig miteinander und wenn sie redeten, so erwähnten sie nur ganz nebensächliche Dinge, die beide nicht im geringsten interessierten. Als der Abend dämmerte, saßen sie wie gewöhnlich auf der Terrasse, die Windlichter brannten ruhig, mit einer kleinen leuchtenden Flamme in ihren gläsernen Behältern. Michael betrachtete die Bucht, in derem Wasser sich der aufgehende Mond spiegelte. Wie schön die Landschaft war. Wie schön der sanfte Mondschein

war. Die kleinen funkelnden Sterne mußten Millionen Lichtjahre entfernt sein. Ein Vogel schrie im Schlaf. Von der Wiese her stieg es feucht auf.

Plötzlich klingelte das Telephon. Eine Depesche für Edith wurde durchgegeben.

„Für mich?“ fragte Edith erstaunt, als Delilah auf lautlosen Schritten erschien und ihr den Zettel überreich[illegible] auf dem sie die Nachricht niedergeschrieben hatte. Sie [illegible] es erstaunt.

„Von Larry“, sagte sie, „dem Pressemann aus Ho[illegible]wood. Ich erzählte dir, Michael; er lieh mir Geld u[illegible] nahm sich meiner an, soweit es in seinen Kräften stand.“

„Was will er jetzt von dir?“

„Ich solle mich unbedingt und so schnell wie möglich bei einem Theater in Newyork vorstellen, Houghton.“

„Ein bekannter Producer“, sagte Michael.

Beiden kam dieses Telegramm wie gerufen. Beide knüpften die verschiedensten Hoffnungen an dieses Telegramm und seine Folgen. Michael dachte: Gottlob, sie wird abgelenkt, sie wird zu tun haben, sie wird mich schnell vergessen. Sie wird beschäftigt sein mit allerhand Proben und Leuten und Gott weiß was und keine Zeit haben zu weinen und zu trauern.

Edith dachte: Larry, dein Telegramm kommt wie gerufen. Es konnte zu keiner besseren Minute eintreffen. Ich werde vor Michael in Newyork sein. Merkwürdigerweise war ihr Mister Houghton, die Chance, völlig einerlei.

In Ediths Gedanken hinein sagte Michael: „Du fährst am besten doch am Donnerstag mit mir?“

Edith schüttelte den Kopf.

„Ich fahre morgen, Michael. Ich möchte nichts versäumen, verstehst du. Ich fahre gleich morgen früh und rufe dich dann in der Klinik an; am Freitag, nicht wahr?“

„Ich brauche nicht unbedingt bis Freitag zu warten, ich könnte auch schon morgen mit dir kommen . . .“

„Du würdest mich stören“, sagte Edith. Ihre Stimme war leise und ohne Klang.

Er schwieg, überlegte und nickte schließlich. „Du hast recht. Freitag ist auch früh genug für mich.“

Plötzlich liefen die Minuten, raste die Zeit. Eine Stunde war herum, bevor man überhaupt einen Gedanken hatte fassen können. Für immer, dachte der Mann und hielt die Frau dicht an seinem Herzen. Nie mehr werde ich euch sehen: dich geliebtes Gesicht, euch süße Augen, dich zärtlicher kleiner Mund.

Das kann nicht der Abschied sein, dachte Edith. Ich muß es verhindern. Ist es nicht einerlei, ob er mich liebt? Ist es nicht genug, daß ich liebe? Ich muß alles tun, um ihn am Leben zu erhalten, nur wissen, daß er lebt, das ist schon Glück genug. Er wird mir nie verzeihen, aber das macht nichts, wenn er nur lebt! Solange er da ist, ist auch Hoffnung.

*

Vom Bahnhof aus fuhr Edith in Frank Duponts altmodische Kanzlei.

Dupont empfing sie sofort. Ihr blasses, vergrämtes Gesicht sagte ihm alles.

„Mein armes kleines Mädchen.“

Er hielt ihre beiden zitternden Hände fest und sah sie liebevoll und gütig an. Plötzlich war sie seinem alten Herzen nah wie eine Tochter. Er konnte nicht verhüten, daß sie leiden mußte, aber vielleicht konnte er ihr helfen.

„Wann trifft er ein?“

„Freitag morgen, wenn er nicht plötzlich auf die Idee kommt, früher zu fahren oder ein Flugzeug zu nehmen.“

„Freitag“, wiederholte Dupont und seufzte.

„Ich habe eine Bitte an Sie“, flüsterte Edith, „unternehmen Sie nichts. Ich beschwöre Sie, Sie sind Michaels Freund. Er würde es Ihnen nie verzeihen, er würde an der Menschheit verzweifeln.“

„Was soll ich tun, Kind?“ fragte der alte Mann hilflos. „Es ist die furchtbarste Situation meines Lebens, glauben Sie mir.“

„Überlassen Sie es mir“, sagte Edith.

„Was wollen Sie tun? Was könnten Sie tun? Niemand würde Ihren Worten Glauben schenken, wenn Sie Anzeige erstatteten. Sie würden nicht durchdringen. Sie können es nicht verhindern.“

Sie sah an Dupont vorbei zum Fenster hinaus, draußen schien die Sonne. „Doch“, sagte sie dann. „Sagen Sie, wie heißt der Mann, den Michael töten will?“

„Allan Lombard“, erwiderte Dupont.

Edith begann zu zittern. Sie beherrschte sich. Dupont merkte nicht, wie sehr sie erschrocken war. Der alte Mann und das junge Mädchen sahen sich an. Dupont begriff. Worte waren zwischen ihnen nicht mehr nötig.

*

Wie merkwürdig das Leben war.

Edith flog an allen Gliedern. Allan Lombard. Von Millionen Menschen ausgerechnet Allan Lombard! Allan Lombard, der alles bekam, was er wollte, alles nahm, wonach ihm der Sinn stand.

*

Allan Lombard, der ihre Zukunft hatte vernichten wollen. Also Allan Lombard war es, der Michaels Vermögen gestohlen, ihm fünf Jahre seines Lebens geraubt, ihn ins Irrenhaus hatte einsperren lassen.

Ein ungeheurer Haß brach in Edith auf. Minutenlang wünschte sie, daß sie nichts wüßte, daß sie Dupont nie gesehen, daß sie das Geheimnis nicht kannte, wünschte sie voller Inbrunst und Leidenschaft die Möglichkeit, daß Michael hingehen und Lombard wie einen tollen Hund niederschießen möchte, sich und sie rächend; aber sie wußte zu gleicher Zeit, daß sie Haß und Wut unterdrücken mußte, daß sie kühl bleiben mußte, daß sie Michael und sich selbst und Lombard retten mußte.

Im Adreßbuch fand sie Lombards Telephonnummer.

Eigentlich wunderte sie es fast, daß sie schon drei Minuten später seine weiche dunkle Stimme hörte, die voller gespielten Erstaunens war.

„Edith Zylander. Siehe da, wer hätte das für möglich gehalten?“

„Ich muß Sie unbedingt sprechen?“

„Auf einmal?“

„Wann?“ fragte Edith statt jeder Antwort.

„Kommen Sie gegen vier Uhr.“

Pünktlich auf die Minute fand sie sich in seinem Office ein. Aber Lombard ließ sie warten, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Einmal kam er durch das Wartezimmer, einen Klienten hinausbegleitend.

„Leider habe ich noch zu tun, wußte nicht, daß ich gerade heute so besetzt bin. Vielleicht kommen Sie lieber morgen oder übermorgen wieder.“

„Danke. Ich habe Zeit. Ich kann warten.“

Wie billig, wie schäbig sein Benehmen war. Sie lächelte verächtlich. Die Uhr zeigte fünf. Die Angestellten begannen unruhig zu werden und ihre Sachen allmählich zusammenzupacken. Sie versenkten ihre Schreibmaschinen in den Tischen, räumten auf, schlossen die Schränke ab, verschwanden in den Waschräumen, einzelne griffen nach dem Hut und Mantel und gingen bereits. Nur die Telephonistin und eine Sekretärin blieben zurück. Dann begann sich auch die Sekretärin zu pudern, ging an Edith vorbei und sagte: „Ich glaube, Mister Lombard kann Sie heute kaum mehr sehen“, und verschwand im Lift. Das Mädchen, das das Telephon bediente, blieb allein zurück und hantierte nach wie vor eifrig mit roten und grünen Stöpseln.

Die elektrische Uhr über die Tür zeigte halb sechs. Lombard kam in Hut und Mantel aus seinem Privatbüro.

„Mister Lombard —“, sagte Edith.

„Großer Gott, da sind Sie noch immer. Ich hab' Sie ganz vergessen gehabt. Hab' wirklich keine Zeit mehr. Kommen Sie morgen, will sehen, daß ich Sie sprechen kann, geht leider heute ganz und gar nicht.“

Michael hatte recht, nicht Dupont, nicht sie, Michael hatte recht.

„Es tut mir leid, aber die Angelegenheit eilt“, sagte Edith.

„Für Sie vielleicht, nicht für mich, liebes Kind.“

„Mister Lombard“, wiederholte Edith. Es klang flehend. Sie legte ihr Herz in ihren Tonfall. Er hörte den neuen Klang in ihrer Stimme, drehte sich kurz um und öffnete die Tür für sie.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Volksmund.

Es müßte einer viel Mehl haben, der aller bösen Leute Maul wollte verkleben
Altdeutsches Sprichwort.

Da schon das einleitende Sprichwort vom Maul spricht, kann gleich zu Beginn gesagt werden, daß der Volksmund gerade mit diesem Begriff vielerlei herzhafte Bezeichnungen verbindet. Vom „Ochsen, der da drischet und dem man das Maul nicht verbinden soll“ angefangen. Der Mißvergnügte — wie viele gibt es doch — „der sein Maul hängen läßt“ ist bekannt. Es werden Menschen die wie närrisch zuhören und dennoch nichts begreifen, mit dem Esel verglichen, der Disteln frißt und dabei „Nase und Maul aufsperrt“. Schwatzmäuler, die über den Nächsten nur das Böse zu verbreiten verstehen, oder von Dingen schwatzen, von denen sie nichts verstehen, werden „ungewaschene Mäuler“ genannt und ihr Treiben nennt man im altdeutschen „das Dreckmaul ausleeren“. Wer schöne Worte macht, viel verspricht und nichts halten kann, wird als „Maulschmierer“ bezeichnet, und ein derbes Sprichwort sagt herzhaft „Er schmirbt yhm das Maul und gibt yhm den Dreck rein“.

Leute, die sich sehr eifrig „haben“ und so tun als ob sie wer weiß was für Arbeit zu leisten hätten (es sind jene, die „wie eine Tüte Mücken angeben“), werden vom Volksmund „Igelbürster“ geheißen, weil sie so tun, als ob sie immer mit stachligen Dingen zu tun hätten. Leute, die sich sehr schlecht zu einer vernünftigen Arbeit eignen, von denen sagt der Volksmund, daß sie „wie der Igel zum Taschentuch“ zu gebrauchen seien. Der Soldatenmund kennt noch einen kräftigeren Vergleich.

Es ist „Jacke wie Hose“, eines wie das andere, „nicht gehauen, nicht gestochen“, „nicht Fisch noch Vogel“. An dieser Stelle ist die kleine Anekdote einzufügen, die von dem pfiffigen Schulbuben erzählt, der vom Lehrer aufgefordert wird, praktisch anwendbare Sprichworte zu nennen und der daraufhin ernsthaft sagt: „Ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise beantworten können“. Er bekommt dafür „eine geflammt“. In diesem Augenblick kommt der Schulvorstand herein. Als ihm der Grund der Straftat erklärt wird, fragt der Schulvorstand den Knaben, ob er nicht noch einen anderen Ausspruch wisse, worauf er zur Antwort erhält: „Ein Unglück kommt selten allein.“ Das hat auch den Schulvorstand sehr verdrossen, aber schließlich tat ihm am Schluß der Stunde der „verflammte“ Knabe doch leid und er sagte zu ihm: „Nun mein Junge, gib mir die Hand, vielleicht weißt du noch ein passendes Sprichwort, ehe ich scheide?“ Als Antwort hört er den Spruch: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!“

Im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin hängt ein Bild von dem großen niederländischen Maler Pieter Brueghel, das in sehr lebendiger Weise „die niederländischen Sprichworte“ darstellt, angefangen von dem berühmten „Mantel, den mancherlei Leute nach dem Wind“ hängen, bis hinunter zu den Schnattergänsen und Klatschtanten, die das Kind mit dem Bade auszuschütten pflegen, oder gar den eigenen Mann „über den Löffel balbieren“. Wenn wir einmal dem Ursprung der Sprichworte nachgehen, so erfahren wir, wie der Volksmund anschaulich und herzhaft zu kennzeichnen pflegt, wie er „der Katze die Schelle anhängt“, und wenn es manchmal „nicht die Bohne wert“ ist. Übrigens „nicht die Bohne wert“ sein — woher kommt wohl diese Redensart? Schon Walter von der Vogelweide kennt sie und auch Gottfried von Straßburg singt im „Tristan“, daß Tristan und Isolde, nicht um „ein besser Leben, hätten eine Bohne gegeben“. Bohnen, Wicken, Erbsen, Linsen galten bei unseren Vorfahren im Mittelalter als etwas ganz Geringes oder Minderwertiges. Da Bohnenspeisen leicht Blähungen verursachen, die zu Herzklopfen führen und damit „das freie Denken behindern können“, so ist eine andere Redensart, wie diese „Du hast wohl Bohnen gegessen“, die im Niederdeutschen ebenso vorkommt wie in Thüringen oder in anderen deutschen Gauen, auf einen Dummkopf anzuwenden. Sie bedeutet aber ebenso geistige und auch wirkliche Taubheit. Im Zusammenhang aller Redensarten stehen auch die „blauen Bohnen“, die Flintenkugeln, die nach der Form und nach der Farbe der alten Bleikugeln so genannt wurden. Von ihnen sagt E. M. Arndt: „Da sät man blaue Bohnen, die nimmer Stengel treiben, bei Kolberg auf der Au“.

Die Waage.

Laß dich nicht von den kleinen Dingen treiben,
die sich so wichtig machen und es doch nicht sind!
Frag du nur ruhig: was wird bleiben,
wenn in das Allzuleichte fährt der Wind?

Wo ist die Spreu? Er wird sie schnell verwehen!
Wo ist das Stroh? Er fegt es spielend fort!
Was nicht ein Saatkorn ist, wird ruhmlos untergehen,
was keine Frucht verheißt, verdorrt!

Wäg du das Große mit gerechten Händen:
das Schwere lastet und das Leichte steigt . . .
Das Leichte will sich ziellos nur verschwenden . . .
Das Schwere aber blüht und schweigt!

Reinhold Vesper

In diesem Zusammenhang stehen auch andere Redensarten, wie „keinen Deut oder Heller wert sein“, eine „rote Laus“, eine „taube Nuß“, „keinen Schuß Pulver wert“ sein, „nicht einen Bissen verdienen“, daher stammt auch das Wort „bißchen“. Als besonders verachtete Speise galten kalte Bohnen, die Redewendung „es ist dreiviertel auf kalte Bohnen“, soll eine törichte Frage nach der Zeit abtun.

Wer sich in Not befindet und wem es am Allernotwendigsten fehlt, von dem sagt der Volksmund, daß er „an den Hungerpfoten sauge“. Diese Redensart stammt von dem Bären, der im Winter sich in seiner Höhle in einem warmen Winkel versteckt und dabei keine Nahrung zu sich nimmt. In ununterbrochener Ruhe, sicherlich mehr zum Zeitvertreib als zu anderem Zweck, saugt und leckt er dann an seinen Tatzen. Im „Narrenschiff“ von Brant, heißt es von dem Mann, der im Sommer faul gewesen, daß er im Winter darben müsse:

„Und an den Tappen sugen hert,
Bis er des hungers sich erwert“.

„Hundehaare auflegen“, so rät ein anderes Sprichwort und verstanden wird darunter der alte Aberglaube, einen Kater oder ein Schädelbrummen, das vom Trinken herrührt, mit neuem Trinken zu „bekämpfen“. Die Edda lehrt: „Hundehaar heilt Hundebiß“. Im Altertum ließ man zum Beispiel, wenn sich jemand mit einem Messer verletzte, Rost von demselben Messer in Wasser trinken. Gegen den Biß des Skorpions gab es gekochtes Skorpionfleisch als „Heilmittel“. Die Bezeichnung „Hundeloden kriegen“ heißt, sehr grob beschimpft werden und Loden (auch Zoten sind von diesem Wort abgeleitet) bedeutete damals schon, sehr heftig „den Kopf gewaschen zu kriegen“. „Hundsloden kaufen“ bedeutete ursprünglich, einen minderwertigen Stoff kaufen, der mit Hundehaaren gemischt, also schlecht war.

„Er macht Kalender“, so sagt man wohl gelegentlich zu einem Menschen, der vor sich hindöst, vergebliche Dinge betreibt, Grillen fängt oder abergläubisch und feig ist. Diese Redensart kommt aus dem lateinischen „calendarium“, das bedeutet den ersten Tag des Monats (von calare = ausrufen), da bei den Römern der erste Tag des Monats ausgerufen wurde. Das „Kalendermachen“ aber entstand in den ersten Kalendern, in denen außer der Zeitrechnung sehr viel abergläubische Ratschläge standen, z. B. über Badetage für Kinder, Aderlaß, wann sich der Mensch die Haare oder die Nägel schneiden sollte, je nach der Konstellation der Sterne, da damit Glück oder Unglück verbunden sei usw. Die Leute, die nebenbei auch das „Wetter für das ganze Jahr vorauszusagen“ pflegten, galten als halbe Narren, da diese Tätigkeit als eine unfruchtbare Tätigkeit angesehen wurde, was ja auch stimmt, wenn wir den anderen Ausspruch uns

zu eigen machen: „Der Kaländermacher macht den Kaländer und unser Herrgott das Wetter.“

Das Wort „kaltmachen“, was umbringen, totschlagen bedeutet, stammt aus der Jägersprache, in der vom „kaltlegen“ die Rede ist, wenn man den kapitalen oder guten Hirsch „auf die Decke legt“. Der heutige Ausdruck „kaltstellen“ oder „abkühlen lassen“, stammt aus einem Brief des Marschall Vorwärts, Blücher, der im Jahre 1810 schreibt: „Denn die militärischen Harlekins, die es bei euch gibt, müssen auch kühlgestellt werden.“ Heute versteht man darunter, einen Menschen von seinem Posten bringen, oder einen aufgeregt Fordernden solange warten zu lassen, bis sich „der Sturm gelegt“ hat. Wer cholerisch in seinen Stürmen ist, wird kühlgestellt bis er wie eine „olle Kamelle“ ist. „Alte Kamillen“, davon kommt dieser Ausspruch, denn die alte Kamille hat den Geruch verloren und ist zu nichts zu gebrauchen. Niemals soll der Leser „Alle über einen Kamm scheren“, auch diese Plauderei nicht, überhaupt alle Fragen und Dinge des Lebens nicht, denn das Leben ist nicht so bequem, als daß man es nach einem Schema behandeln könnte. Die Redensart kommt von den Tuchmachern her und sollte einen Handwerker dieser Zunft bezeichnen, der zu bequem war für grobe und feine Wolle einen anderen Kamm zu benützen. Solche Art Arbeit grenzt sehr leicht an Betrug. Einen mit dem Kamm streichen, heißt, über einen Abwesenden schlecht reden. Und verwandt ist auch hier das Wort „durchhecheln“ von der Hechel, die im sächsischen Lande gebräuchlich ist.

Eigentlich sollte man allen den „Hechlern“ ordentlich den „Marsch blasen“, wie das die Trompeter zu tun pflegen, wenn sie das Zeichen zum Aufbruch geben. Es gibt viele, die „Mätzchen machen“, aber das kommt zuerst von den „Männchen“ machenden Hasen, später wurde das Wort auf die Schauspieler übertragen. Verstanden wird darunter, daß sich ein Mensch wie ein „Matz“ benimmt, also dumm, einfältig, possenhaft. Viele alte Leute werden sich noch des Liedes erinnern, das einst in Berlin gesungen wurde: „Mach mir keine Mätzchen (Wippchen) vor; denn ich bin vom Gardekorps.“

Denn wir lassen uns halt nicht so leicht „aus dem Sattel heben“, auch wenn es mal hart und herzlos zugeht auf der Erde. Diese Redewendung kommt aus dem Mittelalter, wo die Ritter zum Zweikampf antraten, in dem ritterlichen Spiel zu Pferde, wo einer den andern aus dem Sattel zu werfen versuchte. Umgekehrt aber hat Bismarck einmal in einer Rede erklärt: „Setzen wir Deutschland in den Sattel! Reiten wird es schon können!“ Wir wollen diesem Ausspruch gemäß sattelfest bleiben und uns Mühe geben, „in allen Sätteln gerecht“ zu werden, um den Lieblingsausspruch Goethes ebenfalls zu befolgen, der im westöstlichen Divan sagt:

„Nein! heut ist nur das Glück erbost!
Du sattle gut und reite getrost!“

Wir lassen uns nicht vom Schaf beißen, so dumm sind wir eben nicht, wir wollen das Kalb austreiben, den inneren Schweinehund immer von neuem besiegen, niemand einen Schabernack antun, alle unsere Kraft in die Schanze schlagen, um die Scharten auszuwetzen, die mancher Schelm geschlagen. So heben wir die Ehre auf den Schild und wenn wir es im rechten Geist tun, werden wir auch nicht Schiffbruch leiden.

R. S.



Bunte Chronik



Feuer und Tee.

Ein höchst einfaches Mittel — fast zu einfach, um glaubhaft zu sein — gegen Verbrennungen empfiehlt der indische Arzt M. B. P. Peiris-Kalkutta. Er hält nämlich Teeumschläge für das beste. Er nimmt einen Kaffeelöffel voll auf die Tasse. Der Tee muß in kochendem Wasser zehn Minuten lang ziehen. Mit dieser Abkochung wird dann der Verband getränkt. Wenn die Binde trocknet, feuchtet man sie ohne weiteres wieder mit Tee an. Man braucht dabei den Verband nicht abzunehmen. Falls keine Entzündungserscheinungen auftreten, kann er tagelang liegen bleiben. Der Inder berichtet über große Erfolge, selbst bei Verbrennungen dritten Grades.

„Da is' amal ... a Vater ...“

Von Franz Resl.

Da is' amal a Vater mit vier Bub'n in der Eisenbahn g'fahrn. Im D-Zug III. Klasse. Du lieber Gott, war'n das Lausbuben! Nicht eine Minute habn's a Ruah geben. G'schrian und g'rauft habn's, mit an Luftpolster habn's Fuaßball g'spielt, auf der Bank sind's ununterbrochen herumkraxlt. Es war einfach schrecklich.

Wenn sich da die Mitreisenden aufhalten, darf man sich wirklich net wundern.

Sagt ein Herr zum Vatern:

— Bitt' Sie, ermahnens doch Ihre Bub'n zur Ruhe, das ist ja entsetzlich, was die treiben!

Der Vater lächelt nur ganz müde und reagiert gar nicht.

Nach einiger Zeit sagt der Herr wieder:

— Ja können Sie als Vater nicht endlich Ruhe schaffen?

Wieder lächelt der Vater nur ganz müde und rührt sich nicht.

Auf einmal werfen die Buben einen schweren Koffer aus dem Gepäcknetz herunter und der fällt ausgerechnet dem Herrn, der sich schon immer aufgehalten hat über die Buben, auf die Glatze, daß ihm gleich ein Tippl auf'gschossen is', wia Essiggurkel so groß.

— Herr! — schreit er — sind Sie blind und taub?! Die Lausbub'n demolieren den ganzen Wagen und Sie sitzen ruhig in der Ecke und schauen zu. Die Frahen erschlagen einen anständigen Menschen beinahe mit einem Koffer und Sie rühren sich nicht. Ich sage Ihnen, mein Herr, nur das eine, wenn die Buben nicht sofort Ruhe geben, werden Sie noch etwas erleben heute.

Da hat der Vater den erbosten Reisenden mit unendlich resignierterm treuherzigen Blick ang'schaut und sagt:

— Herr! Schaun's! Was soll denn ich noch erleben heute? Meine Frau hat beim Umsteigen den Zug versäumt, der älteste Bub hat sich beim Aufspringen den Fuß gebrochen und liegt in Wels im Spital, der Kleinste hat die Fahrkarte g'gessen, der Karl hat mir die Brieftaschen beim Fenster hinausgeworfen und der Peperl hat's Klosett — nicht rechtzeitig g'funden. Außerdem sitzen wir im Zug nach Passau und möchten aber nach Salzburg fahren. Sagen's selber, Herrn, was soll ich denn noch erleben heute?!



Lustige Ecke





„Nun bin ich mit den Paketen fertig — wollen wir dann den Weihnachtsbaum schmücken?“

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg